

Das Geld liegt auf der Straße.

In New York hat sich eine Schattenindustrie entwickelt, bei der die Menschen vom Müll sammeln leben.

In New York hat sich eine Schattenindustrie entwickelt, bei der die Menschen vom Müll sammeln leben.

Noch ist es sommerlich in New York, und den besonders schwülen Tagen verdichtet die feuchtwarmer Luft die Geräusche der Stadt. Wer durch die Straßen Manhattans geht, den begleitet der faulig-säuerliche Gestank des Endprodukts der hochgetrimmten Menschenindustrie: Müll. Die schwarzen Plastiksäcke voller Unrat, die ungeordnet vor den Häusern in den Straßen des schrillen East Village genauso wie der feinen Upper West Side liegen, offenbaren die Schwachstelle der hochzivilisierten Stadt.

Obwohl Tag und Nacht Müllfahrzeuge unterwegs sind und Lastschiffe auf dem East River unermüdlich Müllberge abschleppen, kommen sie nicht nach bei 30.000 Tonnen, die jeden Tag von der Metropole ausgespuckt werden. Die New Yorker versuchen, ihren Abfall zu ignorieren, schaudernd, weil er ungeziefer anzieht, für Politiker ist er eine undankbare Aufgabe, für Touristen störendes Beiwerk im Photomotiv. Für Gretchen Hill ist Müll der sicherste Arbeitgeber, den sie je hatte.

Nicht, daß sie sich damals, als sie in dem kleinen Hutatelier angestellt war, vorgestellt hätte, einmal eine solche Arbeit zu machen. Aber als ihr Chef vor zehn Jahren starb und das Studio aufgelöst wurde, erschien ihr der Gedanke, vom Abfall anderer zu leben, nicht mehr als so fremd. Zuerst war es ein Schock. Das Wühlen im Müll, die schmutzigen Finngemägel, die Blicke der Menschen, die Arbeit im Freien. Sie hat sich daran gewöhnt. Sie verdient mehr als früher. Und wer würde sie mit ihren 73 Jahren noch einstellen?

Gretchens Arbeitstag beginnt um 8 Uhr abends. Dann sitzt sie mit Zeitung und Teetasse vor dem Haus in der 46. Straße, in dem sie ein Zimmer gemietet hat. In Blickweite des

Times Square, der nachts zum Lichtermeer wird. Ein paar Häuser weiter läuft das Musical 'Les Miserables'. Keine rauhe Gegend hier, denn die Broadway-Theater und die restaurant row sorgen bis spät in die Nacht für belebte Straßen.

Gretchen wartet. Manchmal erscheint ihr erster Lieferant bereits um 8 Uhr, heute wird es kurz vor neun. Nachdem sie ein wenig mit ihm geplaudert hat, zählt Gretchen die leeren Plastikflaschen und Dosen durch und räumt sie in Plastiksäcke. Einen Nickel, also fünf Cents, ist eine leere Flasche oder Dose wert, wenn man sie zurückbringt. Gretchen kauft dem obdachlosen Mann die Ware für die Hälfte ab, na ja, sie rundet ein wenig auf. Heute abend sind es 266 Dosen und Flaschen, die er den Tag über im Müll gesammelt hat. Das macht 13 Dollar und 30 Cents, multipliziert sie schnell auf ihrem Notizblock und gibt ihm sieben Dollar.

Legal und steuerfrei

Die zierliche Frau ist Teil einer kleinen Schattenindustrie, die sich in den letzten Jahren in New York entwickelt hat, als Folge von Recycling-Gesetzen, die in den achtziger Jahren erlassen wurden. Umweltschutz war der Gedanke. Politiker, die damals anmerkten, nun könnten sich Arme etwas damit verdienen, indem sie Recycling-Müll sammeln, galten als Zyniker. Inzwischen leben Menschen wie Gretchen in dieser Stadt von den zigfach addierten fünf Cents, zahlen davon Miete und Rechnungen für Telefon oder Arzt. Ein Handels- und Sammelsystem ist entstanden, ohne eingetragene Firmen, ohne Chefs, ohne Arbeitsverträge. Legal und steuerfrei.

Zwischen vergoren riechenden Heineken-Flaschen und klebrigen Coladosen findet sich ein alter amerikanischer Traum: Egal, wie tief unten du steckst, du kannst es schaffen,

wenn du fleißig bist. Das Geld liegt auf der Straße, denn die meisten New Yorker werfen Dosen und Flaschen weiterhin in den Müll. Fünf Cents sind ein Verlust, den sie in Kauf nehmen. In ihren engen Wohnungen fehlt Speicherplatz, und die Warteschlangen an den wenigen Supermärkten, die Recyclinggut zurücknehmen, sind lang.

In der neuen Branche gehört Gretchen zu den wenigen two-for-ones, den selbsternannten Zwischenhändlern, die zwei leere Plastikflaschen zum Preis von einer kaufen. Von Drogenstichtigen, die schnell ein paar Dollars brauchen, aber vor allem von Obdachlosen, die keinen Platz haben, an dem sie ihr Sammelgut sicher bis zum nächsten Morgen aufbewahren können, während sie schlafen.

Früher hat Gretchen selbst nachts gesammelt und durch ihre charmante Art schnell viele Hausmeister und Restaurantangestellte kennengelernt, die ihr das Zeug gleich säckeweise in die Hand drückten. Aber durch die langen Wege, die sie mit ihrem mit Plane bespanntem Wagen zu Fuß zurückgelegt hat, habe sie so abgenommen, daß sie nun dafür ohne Arbeit nicht leben. So bleibt sie nun von 8 Uhr abends bis 6 Uhr morgens vor ihrem Haus, kämpft gegen die Müdigkeit und kauft, zählt und sortiert stundenlang das abgegebene Leergut. Denn das wird nur akkurat nach Marken getrennt abgezählt in Tüten oder Kartons angenommen.

Gretchens Laufbahn ist eng mit der Gründung der Non-Profit-Organisation 'We Can' vor zehn Jahren verbunden: 'We Can' baute zwei Rücknahmestellen in Manhattan auf, die Recyclinggut gegen Barschecks in großen Mengen zurücknehmen als Automaten im Supermarkt. Dadurch erst wurde es möglich, in New York vom Müll sammeln zu leben. Gretchen war von Anfang an dabei, an

guten Tagen ging sie mit 80 Dollar nach Hause. Viel Geld in einem Land, in dem der Mindestlohn bei 4,25 Dollar pro Stunde liegt und es schon Proteste gab, als die Demokraten vor einigen Monaten eine Erhöhung um 90 Cent durchsetzten.

Hilf den Armen und Obdachlosen, sich selbst zu helfen', lautet dementsprechend der Slogan von 'We Can', und ein Prospekt meldet stolz, daß inzwischen 20 Millionen Dollar an Straßensammler ausgezahlt und damit 54.000 Tonnen Müll von New Yorks Straßen entfernt wurden.

Vor fünf Monaten erst bekam die Organisation einen Umweltpreis. Ein Projekt, das den sozialen und umweltschützenden Gedanken ideal zu verbinden scheint. Doch selbst 'We Can'-Gründer Guy Polhemus kann sich einen zynischen Unterton im Gespräch nicht verweigern. 'Hier hat sich ein Mikrokosmos des großen Kapitalismus entwickelt, eine Situation wie auf dem freien Markt.'

Bei der Rücknahmestelle in der 52. Straße wird ein Angestellter von 'We Can' noch deutlicher: 'Es ist nicht fair, daß die 'Armsten ausgebeutet werden', kommentiert ein junger Packer bitter den two-for-one-Handel. Und Lon Lichtenberg, der nach ein paar Broadwayjobs selbst ganz unten gelandet war und seit einer Entziehungskur nun bei 'We Can' Schecks ausstellt, sagt, es mache ihn traurig, die Leute zu sehen, in deren Leben kein Fortschritt zu erkennen sei. 'Es ist ein Weg, die Leute auf die Seite zu schieben, um sich nicht um sie kümmern zu müssen.' Viele, glaubt er, hätten Beratung dringend nötig.

Verantwortlich ist dafür letztendlich keiner zu machen. Die aus einer Handvoll Mitarbeitern bestehende Verwaltung von 'We Can' ist vollauf damit beschäftigt, das Geld für die Recyclingware von den Getränkefirmen einzutreiben, die ihre Flaschen lieber im Müll und die fünf Cents als reinen Gewinn sehen.

Die 1,5 Cents pro Flasche, die 'We Can' pro Leergut von den Getränkefirmen erhält, und das Spendengeld, aus dem 'We Can' sich überwiegend finanziert, reichen gerade für den Betrieb der beiden Rücknahmestationen, aber nicht für zusätzliche Sozialarbeiter.

In Manhattan ist vieles dichter beieinander als anderswo. Von ihrem Haus aus erreicht Gretchen die Luxusgeschäfte der 5th Avenue in einer Viertelstunde. Genauso lang braucht sie in die andere Richtung bis zur 'We Can'-Rücknahmestation, die sich zwischen Lagerhäusern an der 11th Avenue befindet. An ihrem Hauseingang, an dem sie allabendlich arbeitet, flanieren herausgeputzte Musicalbesucher vorbei. Es muß ein sonderbarer Anblick für sie sein: die alte Frau, deren Magerkeit ihr etwas Mädchenhaftes verleiht, mit ihren mechanischen Bewegungen des Zählens und Sortierens zwischen anwachsenden Bergen von Plastiktüten voller leerer Flaschen und Dosen. Nicht alle schauen weg. Menschen, die sich irgendwie über Wasser halten, statt von staatlicher Hilfe zu leben, bekommen allemal mehr Wohlwollen zu spüren in dem Land, in dem vor kurzem die Sozialhilfe auf fünf Jahre begrenzt wurde.

Doch an den privaten Müllarbeitern zeigt sich auch die Kehrseite dieser Haltung, die auf Eigeninitiative setzt. Seit etwa anderthalb Jahren erscheinen neue Gesichter vor den 'We Can'-Theken: Menschen, die noch zur Arbeiterklasse zählen und gleichzeitig an der Armutsgrenze leben, Familien und Teilzeitarbeiter geben nun regelmäßig gesammelten Müll ab, um sich Geld hinzuzuverdienen. Rentner überwinden ihre Scham, ziehen sich

Handschuhe an und greifen in den Abfall, um ihren Unterhalt aufzubessern. Die neue Gruppe mache bereits ein Drittel der 'We Can'-Müllsammler aus, schätzt Guy Polheimus und führt diesen Trend auf die Kürzung der Sozialleistungen zurück. Es mag auch daran liegen, daß in den USA zwanzig Jahre lang die Realeinkommen gesunken, während die Lebenshaltungskosten immer weiter gestiegen sind. Die Mieten sind hoch in New York, so daß dafür ein einziges Einkommen manchmal nicht mehr reicht. Die Zahl derer, die Nebenjobs ausüben müssen, um über die Runden zu kommen, wächst.

Einer davon ist der Familienvater Christino Campo. Er arbeitet - außer in seinem Vollzeitjob als Hausmeister im Penta-Hotel, über den er sogar Krankenversicherung ist - zwei Tage die Woche bei der 'We Can'-Station und sucht zusätzlich vor der Arbeit frühmorgens in den Müllweimern seiner Nachbarschaft im Stadtteil Greenwich Village nach Leergut. 'Es sind immer nur ein paar Dollar, aber es hilft.'

Gretchen Hill, die aus einer einfachen Bergarbeiterfamilie aus Ohio stammt und ihren Vornamen von ihrer deutschen Großmutter geerbt hat, lebt ohne Krankenversicherung. Vor zehn Jahren sind ihr wegen fehlender Behandlung der Reihe nach alle Zähne ausgefallen. Ich träume schon seit Jahren davon, endlich wieder Salat zu essen. Erst jetzt kann sie sich Zahnersatz leisten vom Honorar eines Fernsehfilms, der über sie gedreht wurde. Gretchen meint, sie habe keinen Anspruch auf Rente, weil sie dafür nicht lange genug gearbeitet hätte, wohl aber

könnte sie staatliche Unterstützung beantragen. Aber das will sie nicht. 'Ich Sorge für mich selbst', sagt sie stolz.

Das Geschäft läuft gut in dieser Nacht. Zehn Säcke sind inzwischen zusammengekommen, und es ist noch nicht Mitternacht vorbei. Der erste ihrer Lieferanten kreuzt schon zum zweitenmal auf. Dann erscheint ihr Hausmeister, den sie 'Partner' nennt, weil er ihr die Abstellkammer zur Verfügung stellt, wo sie Sammelgut lagern kann.

Gretchen gehört noch zu den kleineren two-for-ones. Ein paar Straßen weiter, kurz vor dem Central Park, steht der ehemalige Truckfahrer, der sich J. R. nennt und aussieht wie Bill Cosbys Bruder. Er hat in einer Tiefgarageneinfahrt eine kleine mobile Recyclingstation mit fahrbaren Behältern aufgestellt und sogar ein paar Mitarbeiter. Auch seine Freundin hilft mit, sichtlich müde und von Alkohol betäubt. Die Nacht ist lang.

Nur manchmal bringt J. R. seine Beute noch zu 'We Can', dann können es aber schon mal 1000 Dollar sein, die er rausbekommt, meistens aber gibt er morgens um sechs die Ware der Nacht einem Transporter mit, der von 'Russen' betrieben wird, mehr sagt er nicht. Die jedenfalls zählen bar und kommen an den informellen Sammelplätzen der two-for-ones, die tagsüber verschwunden sind, vorbei. J. R. kann kaum sprechen, weil seine Stimme heiser ist. 12 bis 14 Stunden steht er jede Nacht an dieser Stelle, klagt, daß er vor lauter Müdigkeit nicht mal dazu komme, eine Wohnung zu suchen, obwohl er es sich leisten könne. Statt dessen wohnt er mit seiner Freundin im Hotel.

Gefangen ganz unten

'Diese Art von unternehmerischer Aktivität führt zu nichts anderem als Marginalisierung', urteilt William Kornblum, Soziologe an der City University of New York, der sich mit dem Phänomen der Menschen, die vom Recycling leben, beschäftigt. Sie bleiben gefangen in der untersten Schicht der Arbeitsklasse, ohne Chance, sich in die Gesellschaft und den normalen Arbeitsmarkt zu integrieren. 'Es beruhigt das Gewissen vieler Amerikaner, weil jeder scheinbar Geld verdienen kann', dabei sei es Lohnsklaverei wie in der Gastronomie oder bei Kurzeitjobs. 'Die reicheren Amerikaner profitieren davon: Sie bekommen saubere Straßen und preiswertes Essen in Restaurants.'

Der Truck fährt ab. Halb sieben morgens. Gretchen kann sich kaum noch auf den Beinen halten. 'Am schlimmsten sind die vielen Treppen, die ich nach der Arbeit bis zu meinem Zimmer hochsteigen muß.' Aber es hat sich gelohnt. Weil sie ihr Lager noch geleert hat, sind in dieser Nacht 237 Dollar zusammengekommen, die Hälfte davon ist ihr Gewinn. 'Wir fühlen uns nicht, als ob wir wirklich existieren', sagt sie, 'wir leben irgendwo zwischen den Welten.' Sie legt sich schlafen, nicht ohne den Wecker zu stellen. Um 10 Uhr morgens muß sie bei einem Hausmeister ein paar Säcke abholen, die sie anschließend sortiert. Nachmittags schläft sie wieder, und um 8 Uhr abends sitzt sie pünktlich mit Zeitung, Tee und frischer Bluse vor dem Haus.

RENTNER JUAN HERNANDEZ zeigt stolz die Ausbeute dieser Nacht. 5 Cents bekommen die privaten Müllarbeiter pro Dose oder Flasche.

GRETCHEN HILL ist 72 Jahre alt, für sie ist Müll der sicherste Arbeitgeber, den sie je hatte

Photos: Imke Lass